

Dilek A. Tepeli, Jürgen Straub (Hg.)
Affekte und Emotionen in sozialen Konflikten

Diskurse der Psychologie

Dilek A. Tepeli, Jürgen Straub (Hg.)

Affekte und Emotionen in sozialen Konflikten

Mit Beiträgen von
Beyza Bağcı, Raffael Beier,
Johannes Ebner, Juliana Ferreira da Silva,
Ulrike Gatzemeier, Ornella Gessler,
Marguerite Hennch, Jörg Hüttermann,
Hannah Kernbach, Susan Klimczak,
Maxim Kruschwitz, Robert Montau,
Verena Muckermann, Pia Niederhoff, Patrick Ritter,
Alexis Rodríguez Suárez, Julia Rosenzweig,
Anisa Scharmann, Bent Schiemann,
Arist von Schlippe, Klaus Schmidt,
Jürgen Straub, Piotr Suder, Dilek A. Tepeli,
Astrid Utler und Lilly Wirth

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erweiterte und überarbeitete Buchausgabe
von *psychosozial* Nr. 174 (IV/2023):
»Struktur und Dynamik sozialer Konflikte«
© 2026 Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG
Gesetzlich vertreten durch die persönlich haftende Gesellschaft
Wirth GmbH,
Geschäftsführer: Johann Wirth
Walltorstraße 10, 35390 Gießen, Deutschland
06 41 96 99 78 0
info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlags reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlagabbildung: © Larissa Struzyna, *Tanz der Gefühle*
(<https://www.larissastruzyna.com>)

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen
von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

Druck und Bindung: Druckhaus Bechstein GmbH,
Willy-Bechstein-Straße 4, 35576 Wetzlar, Deutschland
Printed in Germany

ISBN 978-3-8379-3492-2 (Print)
ISBN 978-3-8379-6428-8 (E-Book-PDF)
<https://doi.org/10.30820/9783837964288>
ISSN 3053-5255 (Print)
ISSN 3053-5263 (Digital)

Inhalt

**Konfliktforschung und -bearbeitung:
Kooperation und Innovation
in Wissenschaft und Praxis** 9
Einführung
Jürgen Straub & Dilek A. Tepeli

Wissenschaft: Begriffe, Theorien, Modelle

Konflikt und Konfliktanalyse 37
Theoretische und terminologische Klärungen
Jürgen Straub & Dilek A. Tepeli

**Radikalisierung und Konflikt
im Lichte der Freakwellen-Kausalität** 75
Emergenztheoretische Überlegungen
und empirische Befunde
Jörg Hüttermann & Johannes Ebner

Konflikte erzählend verstehen und erklären 113
Das narrative Modell in der Konfliktforschung
Jürgen Straub

Reise in ein wohlbekanntes und doch fremdes Land 141
Konflikte und Konflikteskalation
Arist von Schlippe

Im Konflikt verbunden 169
Intimität und singularisierte Paare
Klaus Schmidt

**Gesellschaft und Gemeinschaft:
Empirische Studien und Einsichten**

**Zusammenleben in Deutschland:
Konfliktlinien und deren Überwindung** 201

Empirische Analysen von Deutschlandbildern
von Menschen mit und ohne Fluchterfahrung

Astrid Utler

**Konfliktlinien
in der postmigrantischen Gesellschaft** 227

Eine Untersuchung des Musikfestivals

Kemnade International

Lilly Wirth

Umkämpfte Räume 267

Auseinandersetzungen über den Bau von Moscheen
in westdeutschen Stadtgesellschaften

Piotr Suder

Women only? 289

Wie Frauen mit Migrationserfahrung
ihre Quartiere im Ruhrgebiet wahrnehmen,
sich aneignen und weiterdenken

Raffael Beier, Beyza Bağcı, Juliana Ferreira da Silva,

Marguerite Hennch & Anisa Scharmann

**Konfliktprävention
in kulturell diversen Nachbarschaften** 307

Begegnungen ermöglichen und Brücken bauen

Susan Klimczak & Dilek A. Tepeli

Zusammenleben in urbanen Nachbarschaften 341

Konflikttypen und affektive Dynamiken

Dilek A. Tepeli, Hannah Kernbach, Verena Muckermann,

Pia Niederhoff, Julia Rosenzweig, Bent Schiemann & Jürgen Straub

Autoritäre Individualisierung	395
Zum Wandel von Konflikten im Zuge von Wohnungsbau- und Umsiedlungsprogrammen in Marokko <i>Raffael Beier</i>	
Südafrikas Apartheid im Geschichts- und Gesellschaftsbewusstsein von Jugendlichen	417
Eine empirische Studie zur <i>Post-Apartheid-</i> und <i>Born-Free-Generation</i> <i>Verena Muckermann</i>	
Praxis: Geschichte(n), Beobachtung, Beratung	
Wer erzählt und erinnert Geschichte in der postmigrantischen Erinnerungskultur	451
<i>Bochum – Stadt der Vielen: Ein Praxisprojekt</i> <i>Alexis Rodríguez Suárez & Patrick Ritter</i>	
Montags, 18 Uhr auf dem Marktplatz	465
Protestgeschehen und Kommunale Konfliktberatung <i>Ornella Gessler</i>	
»Immer diese alten Geschichten«	479
Zur Bedeutung kollektiver Verletzungsverhältnisse für die Kommunale Konfliktberatung und -bearbeitung <i>Ulrike Gatzemeier, Maxim Kruschwitz,</i> <i>Jürgen Straub & Dilek A. Tepeli</i>	
»Es wird sich ja doch nichts ändern«	505
Narrative Eskalation am Beispiel einer nachbarschaftlichen Beschwerde <i>Robert Montau</i>	

Konfliktforschung und -bearbeitung: Kooperation und Innovation in Wissenschaft und Praxis

Einführung

Jürgen Straub & Dilek A. Tepeli

Die Konfliktforschung hat in den letzten Jahrzehnten einen eindrucksvollen Aufschwung zu verzeichnen, sowohl quantitativ als auch qualitativ. Dies gilt sowohl für disziplinäre Forschungsfelder als auch für inter- und transdisziplinäre Unternehmungen. Neben zahllosen empirischen Studien beeindrucken unverkennbare theoretische und methodische Fortschritte sowie wachsende Kooperationen zwischen Wissenschaft und Praxis. Für all das finden sich auch im vorliegenden Band einige Beispiele. Die Beiträge wurden so zusammengestellt, dass zumindest ein kleiner Eindruck von der Vielfalt und Lebendigkeit der aktuellen Forschungslandschaft vermittelt werden kann. Außerdem wird ein Blick auf exemplarische Tätigkeiten geworfen, die auf moderierende Interventionen und Konflikttransformationen ausgerichtet sind. Neben ambitionierten Überlegungen zur Begriffs- und Theoriebildung, die auch mit der Erweiterung gängiger Modelle des (verstehenden) Erklärens von Konflikten, mit methodologischen Erwägungen zur Logik und Pragmatik der Konfliktforschung oder mit der Ausdifferenzierung methodischer Instrumente verbunden sein können, finden sich im Folgenden auch empirische Beiträge und Berichte aus der Praxis. Die vorgestellten Ergebnisse exemplarischer Forschungsprojekte führen die Leserinnen und Leser in unterschiedliche Themenfelder der postmigrantischen Gesellschaft des heutigen Deutschlands, machen sie aber auch mit ausgewählten Konflikten in Marokko oder Südafrika bekannt. So gut wie alle diese Studien verbindet ihr Blick auf einen bestimmten Ort oder

Raum. Der wird allerdings nicht einfach als etwas bloß Materielles aufgefasst, das geografisch bzw. physikalisch anhand objektiver Koordinaten und sonstiger Maßzahlen bestimmbar ist. Die uns interessierenden Räume sind an die Wahrnehmungen und weitere hermeneutische Akte von Personen gebundene Erlebnis- und Handlungsfelder. Diese wiederum können zwar von Individuum zu Individuum variieren – also sehr persönliche Bedeutungen besitzen –, sind aber stets auch sozial und kulturell vermittelt und in politische Rahmenbedingungen und Machtverhältnisse eingebettet.

Die Konzentration auf *lokale* Konflikte in der Gegenwart wird in einem breiten Themenfeld vorgenommen. So geht es in den einzelnen Beiträgen z. B. um Konflikte in Nachbarschaften und Stadtteilen oder um soziale Spannungen, wie sie auf einem überregional beachteten Festival zu beobachten sind, das die kulturelle Vielfalt, Dynamik und Komplexität von Einwanderungsgesellschaften wie in einem Brennglas sichtbar und zugleich bearbeitbar macht (schon während des Festivals selbst). Von lokaler Erinnerungskultur oder vom Bau umstrittener Moscheebauten ist ebenso die Rede wie von öffentlichen politischen Protesten oder konfliktreichen staatlichen Umsiedlungsprogrammen. Manche der Beiträge integrieren nicht zuletzt eine historische Perspektive, wengleich die Gegenwart und Zukunft komplexer kultureller und psychosozialer Konstellationen im 21. Jahrhundert stets im Zentrum stehen. Die Fokussierung von aktuellen lokalen Konflikten kann im Übrigen nicht nur mit historischen Anmerkungen zu ihrer Entwicklung, sondern auch zu ihrer mitunter engen Verwobenheit mit globalen Phänomenen einhergehen. So lassen sich viele Nachbarschafts- und Stadtteilkonflikte oder auch allgemeinere (politische) Diskurse über eine von Fragmentierung und Polarisierung bedrohte, soziokulturell differenzierte, superdiverse (Vertovec, 2012) und entsprechend hyperkomplexe Einwanderungsgesellschaft kaum ohne Bezugnahme auf weltweite Krisen und Kriege sowie die damit verbundenen Flucht- und Migrationsbewegungen begreifen. Das Lokale und das Globale bedingen und durchdringen einander bekanntlich häufig, etwa in der von Robert Robertson (1995) auf den Begriff gebrachten Gestalt des

Glokalen. In postmigrantischen Einwanderungsgesellschaften (Brinkmann & Sauer, 2016; Foroutan, 2021; Straub & Niebel, 2026; Straub & Tepeli, 2020; Terkessidis, 2017) gehört das – neben anderen Aspekten ihrer enormen Komplexität und Dynamik – längst zur allgemeinen Alltagserfahrung. Insbesondere ein Beitrag schert aus dem markierten Interesse an lokalen Phänomenen allerdings gänzlich aus. Es geht ihm zwar keineswegs um ein von Raum (und Zeit) entkoppeltes Phänomen, aber doch um eine Form jener um Intimität ringenden Paare, die sich weltweit antreffen und demgemäß auch an vielen Orten erforschen ließen. Wir werden noch darauf eingehen.

Neben Wissenschaftler:innen wurden für die Mitwirkung am Buch Fachleute aus der Mediation und Beratung gewonnen, nicht zuletzt Personen, die wissenschaftliche und praktische Expertisen vereinen. So verschieden wie die vorliegende Sammlung aktueller Exempel aus der Konfliktforschung, -beratung und -bearbeitung sind auch die Schreibstile, in denen die Beiträge verfasst sind. Auf hoch abstrakte theoretische Ausführungen – etwa zur Frage nach angemessenen Formen der wissenschaftlichen Erklärung sozialer Konflikte – folgen anschauliche Modelle der Konfliktgenese und -analyse sowie lehrreiche Befunde aus empirischen Untersuchungen in verschiedenen Ländern, Lebensbereichen und Handlungsfeldern. Diese Mischung sollte gewährleisten, dass die Lektüre des Buchs ganz verschiedenen Interessen entgegenkommt und nicht zuletzt dazu beitragen mag, Wissenschaft und Praxis stärker miteinander in Berührung zu bringen, für einen fruchtbaren Transfer zu sorgen und sich wechselseitig anzuregen. Dazu müssen sich die gewillten Leser:innen natürlich auf das ihnen jeweils entferntere oder sogar unvertraute Gebiet einlassen. Diese Offenheit und Neugier vorausgesetzt, ließe sich der von uns begonnene Austausch fortsetzen. Die Vielstimmigkeit dieses Polylogs ist manchmal vielleicht etwas mühsamer als geordnete Dialoge, in denen die Expertisen und Sprecherrollen klar verteilt sind. Überblickt man das weite Feld der (inter-/trans-)disziplinären Konfliktforschung sowie der Konfliktberatung, -bearbeitung und -transformation, lässt sich leicht erkennen, dass ein reger und möglichst allseitiger Austausch hier zahlreiche Synergieeffekte freisetzt. Das

haben nicht zuletzt manche der großen Forschungsförderungsinstitutionen erkannt und in ihre aktuellen Programme aufgenommen.¹

Zu den Beiträgen: Jürgen Straub und Dilek A. Tepeli erörtern Fragen der Begriffsbildung, wobei sie einige neuralgische Punkte behandeln, die komplexe Konfliktanalysen bedenken sollten. Eine einheitliche Definition des Konfliktbegriffs existiert nicht. Nach Ansicht der Autor:innen braucht es einen derartig allgemeinen und allseits akzeptierten Begriff auch gar nicht zu geben. Unerlässlich ist jedoch ein geschärftes Bewusstsein für die Diversität kursierender Begriffsbestimmungen und -verwendungen sowie die Frage, welche logischen und pragmatischen Kriterien zu beachten sind, wenn man einen für die eigenen, jeweils spezifischen Aufgaben und Zwecke angemessenen Konfliktbegriff auswählen oder entwickeln möchte. Einen eigenen Akzent setzen Straub und Tepeli in ihrer Kritik an der berühmten, Georg Simmels wegweisende Arbeiten aufnehmenden und deren Perspektive zugleich verengenden Theorie sozialer Konflikte von Lewis Coser. Die Ausgrenzung der von ihm so genannten »unechten« Konflikte wird zurückgenommen, um gerade die von Coser vernachlässigte affektiv-emotionale Dimension zwischenmenschlicher Konflikte zu fokussieren.

Jörg Hüttermann und Johannes Ebner greifen eine seinerzeit bahnbrechende Einsicht Hans Blumenbergs auf und folgen seiner

1 Die Herausgeber:innen sowie die Autor:innen Jörg Hüttermann, Johannes Ebner, Lilly Wirth, Hannah Kernbach, Pia Niederhoff, Verena Muckermann, Julia Rosenzweig, Bent Schiemann, Ornella Gessler und Robert Montau arbeiten in dem seit 2022 vom BMFTR geförderten Verbundprojekt Netzwerk *Lokale Konflikte und Emotionen in Urbanen Räumen: Transdisziplinäre Konfliktforschung in Wissenschaft-Praxis-Kooperationen* (LoKoNet; Kennzeichen: 01UG2201D) mit, das ganz im Sinne des BMBF- bzw. heutigen BMFTR-Förderungsschwerpunkts Friedens- und Konfliktforschung innerhalb des Rahmenprogramms Gesellschaft verstehen – Zukunft gestalten (2019–2025: <https://www.geistes-und-sozialwissenschaften-bmbf.de/de/Friedens-und-Konfliktforschung-2622.html>) einen Schwerpunkt auf die Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Praxis sowie den Wissenstransfer in die Öffentlichkeit legt, der auch in den kommenden Jahren aufrechterhalten und ausgebaut werden soll (vgl. zu den Einzelprojekten <https://www.lokonet.de>).

Empfehlung, verstaubte Metaphern, deren epistemisches Potenzial erschöpft erscheint, gegen innovative, produktive Sprachbilder auszutauschen. Dabei wird vorausgesetzt, dass Metaphern auch in der Wissenschaft eine erkenntnisleitende Funktion besitzen – aber auch kontraproduktiv wirken können, wenn sie unsere Forschungen immer wieder in dieselbe Richtung und in so manche Sackgasse lenken. Die Autoren illustrieren die wichtige Rolle, die Metaphern speziell in der Konfliktforschung spielen, an bekannten Beispielen, namentlich an der »Blitz-und-Donner-Metapher« und der »Explosions- oder Ausbruchsmetapher« (die im Beitrag konzise kritisiert werden). Ihnen setzen sie die (physikalische) Metapher der »Freakwelle« entgegen und damit die insbesondere für die Theorie der *Erklärung* sozialer Konflikte überaus wichtige Idee, man solle in diesem Feld unbedingt genügend Raum für Kontingenz und die Vorstellung multipler, einander wechselseitig beeinflussender (verstärkender oder abschwächender) Ursachen lassen. Dieses Argument entwickeln sie nicht zuletzt auf der Grundlage der figurationssoziologischen Emergenztheorie von Norbert Elias. Das von den Autoren vorgeschlagene Modell nicht-linearer, verzweigter Kausalität halten sie für die (in vielen Fällen) überlegene Alternative, sobald es darum geht, gegenstandsangemessene Erklärungen sozialer Konflikte zu entwickeln. Dass dies mit der enormen Komplexität der in der Konfliktforschung anstehenden Erklärungsaufgaben zu tun hat, verdeutlichen die Autoren auf der Grundlage ihrer reichhaltigen Forschungserfahrungen, die sie zu einer fast endlosen Liste potenziell erklärungsrelevanter Faktoren geführt haben. Nach einer theoretischen Klärung der Anforderungen, die eine absolute, explanative Metapher erfüllen muss, wird die Produktivität des innovativen Vorschlags schließlich an einem Beispiel aus der eigenen Forschung verdeutlicht, nämlich an der dschihadistischen Radikalisierung von Jugendlichen, die sich in Dinslaken-Lohberg der al-Nusra-Front oder dem IS angeschlossen haben. Der Vorschlag von Hüttermann und Ebner wird die avancierte Konfliktforschung wohl noch beschäftigen, zumal es durchaus verwandte Überlegungen gibt. Dass die »Freakwelle« zu den originellsten Metaphern im derzeitigen Diskurs über die (verste-

hende) Erklärung der Entstehung, Entwicklung und möglichen Eskalation sozialer Konflikte gehört, zeigt die spontane Irritation, mit der wohl manche auf diesen Namen reagieren dürften. Eine solche Wirkung jedoch kennzeichnet alle innovativen, lebendigen Metaphern, die Paul Ricœur (1986) in seiner profunden Studie von den bereits toten, abgenutzten, uns in ihrer Metaphorizität gar nicht mehr bewussten Sprachbildern unterschieden hat. Die neuen Metaphern kommen einem zunächst etwas seltsam vor, bevor man sich dann vielleicht doch auf das von ihnen evozierte Bild einlässt und genau deswegen wissenschaftliche Fortschritte erringen kann.

Die Arbeiten über den inneren Zusammenhang zwischen »Zeit und Erzählung« von Ricœur bilden eine wichtige Referenz für die ebenfalls erklärungs-theoretischen Überlegungen Jürgen Straubs. Der Autor schließt, wie in früheren Arbeiten, außerdem an die ebenfalls bahnbrechenden Studien des Philosophen Arthur Danto an, der die Erzählung mit analytischer und formaler Präzision als eine *autoexplanative* Form der Darstellung *temporal komplexer* Phänomene begreift. Immer dann, wenn wir nicht lediglich wissen wollen, warum etwas der Fall ist, sondern zugleich verstehend erklären wollen, warum etwas zum Zeitpunkt t_3 so ist, wo es doch früher – in t_1 – *anders* war, haben wir es mit einem zeitlich komplexen Phänomen zu tun, das wir durch das Erzählen einer Geschichte (mit einem Anfang, einem Mittelteil mit mindestens einem komplikationsreichen oder krisenhaften Ereignis sowie einem Schluss) erklären. *Veränderungen* aller Art bilden sehr häufig den Gegenstand sozial- und kulturwissenschaftlicher Verstehens- und Erklärungsbemühungen (z. B. in der Biografie- oder Konfliktforschung). Wie in den Geschichtswissenschaften schert das narrative Erklärungsmodell auch in den Nachbardisziplinen aus dem deduktiv-nomologischen sowie dem induktiv-statistischen Modell aus. Es gibt neben kausalen und korrelativen Zusammenhängen noch andere, die wir wissenschaftlich rekonstruieren können. Das plausibilisiert neben dem intentionalistischen auch das auf Regeln, insbesondere soziokulturelle Normen, sich beziehende sowie das auf Geschichten rekurrierende narrative Modell der Erklärung. Mit den Überlegungen von Hüttermann

und Ebner verbindet die erzähltheoretische Modellierung des verstehenden Erklärens temporal komplexer Phänomene die Bezugnahme auf kontingenz-, kreativitäts- und emergenztheoretische Einsichten. Das narrative Modell kann der Konfliktforschung nicht nur als ein besonderes und eigenständiges, hermeneutisches Erklärungsmodell empfohlen werden, sondern auch als ein explanativer Rahmen, in den sich alle anderen Erklärungsmodelle integrieren lassen.

Arist von Schlippe lädt uns in seinem Beitrag über »Konflikte und Konflikteskalation« zu einer Reise nach »Dämonistan« ein, »in ein wohlbekanntes und doch fremdes Land«. Er erinnert an wichtige Etappen und Stationen auf diesem Weg, der immer tiefer in den affektgeladenen Konflikt hineinführt, am Ende nach »Fundamentalien«, wo jeder Ausweg, jede Alternative verschlossen scheint. Wer hier ankommt, weiß vermeintlich, zwischen Gut und Böse scharf zu unterscheiden, und bekämpft jene, die er für das personifizierte Übel hält, womöglich bis zum bitteren Ende ihrer Verfolgung und Vernichtung. Aber bis dahin ist es ein weiter Weg. Als psychologischer Aufklärer, dessen Text man auch die Beraterische und therapeutische Erfahrung anmerkt, erzählt von Schlippe metaphorreich von der sukzessiven, von den Betroffenen häufig gar nicht bemerkten Verstrickung in den jeweiligen Konflikt und seine Austragung. Über kurz oder lang weiß niemand mehr, wie es dazu kommen konnte – zu hemmungsloser Wut und blankem Hass oder anderen Formen gewaltsamer, vielleicht schon gewalttätiger Selbst- und Weltbeziehungen. Der Autor führt uns in seiner (u. a. durch Gregory Bateson angeregten) Mikroanalyse typischer Konfliktkommunikation vor Augen, wie die Beteiligten zunehmend zu Spielbällen oder Gefangenen eines Kommunikations*systems* werden, das selbst den Rhythmus und die Reihenfolge der Spielzüge vorgibt – ohne dass sich die konfigrierenden Akteure dessen bewusst wären oder gar die Kontrolle über die übermächtigen Vorgänge in und zwischen ihnen zurückgewinnen könnten. Der Eintritt ins Konfliktsystem beginnt mit festgefahrener symmetrischer – verneinender, abwehrender, entwertender – Kommunikation und ihrer »operativen Verselbstständigung«, wie mit Niklas Luhmann gesagt wird:

Negation der Negation der Negation ... *ad infinitum*. Das Konfliktsystem hält weitere Automatismen oder Mechanismen parat, die die Handelnden mehr und mehr zu seinen bloßen Erfüllungsgehilfen degradieren – ohne dass diese das merken müssten, ganz im Gegenteil! Es entsteht zunehmend ein eigenes Sozialsystem für bedrängte, sich bedrängende Seelen, das das alltagsweltlich eingeübte, normale Wechselspiel zwischen symmetrischer und komplementärer Kommunikation außer Kraft setzt. Bei der Lektüre dieses analytischen und mit vielen Beispielen garnierten Beitrags ist, davon gehen wir aus, der Wiedererkennungswert hoch. Zugleich lernt man Neues über »personenbezogene Zurechnungen«, »Empörung«, »Dämonisierung«, »psychologische Kontrakte«, »gefährliche Gedanken«, »feindselige Wahrnehmungsfehler« etc. Auch praktisch tätige Beraterinnen oder Mediatoren dürften die Ausführungen mit erheblichem Gewinn lesen können.

Die Rubrik *Wissenschaft: Begriffe, Theorien, Modelle* beschließen die Ausführungen von Klaus Schmidt. Sie wurden hier platziert, obwohl sie weit über theoretische Ausführungen und historisch-systematische Begriffsklärungen hinausreichen. Der Autor befasst sich nämlich mit einem Phänomen, das vielen Leser:innen vertraut vorkommen dürfte (ohne es so recht begriffen haben zu müssen): Es geht ihm um das Zusammenleben von »singularisierten Paaren«, die ihre individuellen Bedürfnisse und Neigungen mit der Sehnsucht nach Intimität zu vereinbaren suchen. Dabei wird die fortwährende symmetrisch-reziproke Kommunikation zum unabdingbaren Medium intersubjektiver Verständigung, ohne dass die anhaltenden Auseinandersetzungen und Aushandlungen zum Konsens führen müssten. Ganz im Gegenteil, sollten sich diese liebenden Paare doch gerade darauf einstellen und verstehen, im Dissens zu leben und die damit verwobenen (produktiven) Spannungen auszuhalten, ja sogar zu schätzen. Ohne psychische und soziale Konflikte, die sich mitunter zu Krisen auswachsen mögen, sowie ihre verständigungsorientierte Artikulation, Anerkennung und Aushandlung sind solche Paare und ihre komplexen, dynamischen Beziehungen gar nicht denkbar. Schmidt erörtert diesen Modus der in Intimität gründenden (und

immer wieder um sie ringenden) Verbundenheit in kultursoziologischer Perspektive, wobei er historische Dimensionen ebenso behandelt wie das besagte Phänomen in seiner gegenwärtigen Gestalt (um die sich bis heute auch Psychotherapeut:innen kümmern). Wer seinen Ausführungen folgt, erfährt höchst Interessantes über die keineswegs nur aneinandergereihten Begriffe *Paar – Intimität – Konflikt* sowie ihre lebenspraktische Bedeutung in den Liebesbeziehungen inniglich verbundener Subjekte. Solche Individuen leben zuvorderst im anhaltenden Gespräch zusammen, egal, was sie auch sonst noch aneinander attraktiv und wertvoll finden mögen. Sie führen uns nicht zuletzt die von Georg Simmel und anderen analysierte Erfahrung vor Augen: Verbundensein im Konflikt ist möglich. Konflikte müssen kein Schaden sein und immer nur destruktive Folgen zeitigen. Sie können – unter bestimmten, vom Autor präzise sondierten soziokulturellen Bedingungen – konjugal sein, die Nähe und ganz besonders die Liebe und Intimität von Paaren bestätigen und stärken. Ob das gelingt, hängt nicht allein vom Wunsch und Willen sowie den praktisch-kommunikativen Bemühungen der Liebenden ab, sondern auch von den geschichtlich- gesellschaftlich verfügbaren *kulturellen Formen* für (intime) Beziehungen. Schmidt geht dieser Einsicht in seinen historischen und empirischen Beobachtungen auf den Grund. Dabei führt er seine Leser:innen durch eine Suche nach »intimen Beziehungen«. Auf dieser Reise begegnet man Gedanken von Jean-Jacques Rousseau, Niklas Luhmann, Anthony Giddens, Elisabeth Beck-Gernsheim, Reinhardt Koselleck, Andreas Reckwitz, Otto Kernberg, François Jullien, Connie Palmen u. a., die zur Begriffs- und Sozialgeschichte der Intimität und des liebenden Paares Kundiges zu sagen haben. Vielleicht lässt sich der Kern des Beitrags mit einer seiner Zwischenüberschriften resümieren: *Als Konflikt arrangiertes Zusammensein – Wir müssen reden! Und zwar über Vieles.*

Den Reigen von Beiträgen zum Themenfeld *Gesellschaft und Gemeinschaft: Empirische Studien und Einsichten* eröffnet Astrid Utler. Sie untersucht in ihrer Studie zum »Zusammenleben in Deutschland« vorrangig »Konfliktlinien und deren Überwindung«, und zwar auf der empirischen Grundlage eigens

erhobener »Deutschlandbilder von Menschen mit und ohne Fluchterfahrung«. Dabei vermitteln diese Bilder eine ganz andere Vorstellung von der »Vielfaltsgesellschaft«, als es z. B. rechtspopulistische Diskurse nahelegen: Trotz vielfältiger und fortbestehender Interessens-, Identitäts-, Anerkennungs- und sonstiger Intergruppenkonflikte lässt sich in der innovativen empirischen Untersuchung u. a. eine durchaus verbreitete »fürsorgliche und solidarische Grundhaltung« erkennen, die die Autorin (im Anschluss an ihre Forschungspartner:innen) als zentral für ein »gelingendes Miteinander« erachtet. Anhand der aus den Interviews und den (fotografierten) Bildern ihrer Forschungspartner:innen rekonstruierten Kernthemen *Fürsorge*, *Freiheit*, *Diversität* und *Integration* veranschaulicht der Beitrag bestehende Konflikte und Lösungsansätze in der Konfliktbearbeitung. Das erste Thema der »Fürsorge« zeigt, dass manche der Befragten mit der öffentlichen bzw. behördlichen Fürsorge gegenüber Sozialleistungsempfänger:innen auch Gefühle der Benachteiligung verbinden. Es geht in diesem Zusammenhang etwa um Deprivationsgefühle, die Utler als »latente Konflikte« (Johan Galtung) interpretiert. Die Autorin sieht in der Fürsorge als Teil des Deutschlandbildes der von ihr Befragten dennoch den Wegbereiter für ein friedfertiges Zusammenleben. Auch beim zweiten Thema der »Freiheit« zeigen sich Ambivalenzen: Die positiv erlebte Freiheit der Selbstentfaltung und des Selbstausdrucks, die in den rekonstruierten Deutschlandbildern zum Ausdruck gelangt, kann dann zum Konflikt werden, wenn »Freiheiten keine erkennbaren Grenzen haben«. Beispielfhaft verdeutlicht Utler das damit einhergehende Unbehagen mancher Menschen am Beispiel der Intimität von Jugendlichen im öffentlichen Raum. Die Autorin liefert auch noch ganz andere Beispiele, die Freiheit zu einer ambivalenten Angelegenheit machen können (etwa die Freiheit, aus religiösen Gründen ein Kopftuch tragen zu dürfen). Sie schlussfolgert, dass »alle, die in wie auch immer definierten Räumen zusammenleben [...], die Gelegenheit erhalten [sollten], Freiheiten und deren Grenzen gemeinschaftlich und auf Augenhöhe auszuhandeln«. Beim dritten Thema »Diversität« gelangt Utler zu dem interessanten Befund, dass multiple Formen der Diversi-

tät (von Menschen, Lebewesen und Dingen) von einer Vielzahl ihrer Befragten positiv wahrgenommen werden, sich im Umgang damit jedoch zahlreiche Konfliktpotenziale ergeben. Das vierte Themenfeld »Integration« versteht sie als Gewährung »wechsel- und gegenseitiger Anerkennung, Gleichheit und Teilhabe«, die die Bereitschaft, »voneinander zu lernen«, umfasst. Auch hier gibt es erneut vielfältige Konfliktpotenziale zu erkunden, trotz des überwiegend positiven Werts von Integrationsbemühungen. Die analysierten Bilder von Deutschland erweisen sich insgesamt als außerordentlich vielschichtig – bei Menschen mit und ohne Fluchterfahrung.

Lilly Wirths Beitrag nimmt Konfliktlinien in der postmigrantischen Gesellschaft unter die Lupe, die am Beispiel des Musikfestivals *Kemnade International* und einer extensiven Einzelfallanalyse erörtert werden. Die Autorin zeichnet den Weg dieses Festivals in die postmigrantische Gesellschaft nach. Der Beitrag beschäftigt sich dabei mit dem Bedürfnis nach Zugehörigkeit, Teilhabe und öffentlicher Artikulation sowie der Repräsentation von Differenz-, Ausgrenzungs- und Einsamkeitserfahrungen (post-)migrantischer Menschen. Wirth versteht das Festival als exemplarisches Forum für postmigrantische Aushandlungskonflikte und als produktiven soziokulturellen Rahmen für die friedfertige Austragung von Streit. Gleichzeitig bot das Festival einen Raum der Zugehörigkeit und damit die Möglichkeit, erlebte Einsamkeit und sozialen Ausschluss zu kompensieren. Nachdem an die westdeutsche Migrationspolitik und die prekären Lebensbedingungen der Arbeitsmigrant:innen der 1970er erinnert wurde, werden Beweggründe für die Gründung eines Festivals rekonstruiert, das – außergewöhnlich für die damalige Zeit – vom Kunstmuseum und dem Sozialamt der Stadt Bochum initiiert wurde. Schon vor Jahrzehnten praktizierte man hier ein progressives Integrations- und Partizipationsverständnis. Neben Musik, Theater, Esskultur und einem Kinderprogramm wurden auf dem Festival politische Themen verhandelt. Die Ergebnisse einer qualitativen Interviewstudie, in der Repräsentant:innen unterschiedlicher Gruppen zu Wort kamen, geben Aufschluss über einige bis heute virulenten Konfliktlinien (Stichworte sind: Armut, soziale Isolation und Ein-

samkeit, [nationale] Identität, Zugehörigkeit, Anerkennung und die Repräsentation kultureller Differenz). Noch das Nachfolgefestival bot und bietet einen außeralltäglichen Raum, der es auch postmigrantischen Kindern erlaubte, sich wahrgenommen, einbezogen und angemessen behandelt zu fühlen. Bis heute werden in diesem Rahmen »Repräsentations- und Anerkennungskonflikte ausgehandelt«, die für die Gesellschaft insgesamt charakteristisch sind und bleibende Herausforderungen bilden.

Piotr Suder berichtet in seinem Beitrag »Umkämpfte Räume« von den bis heute umstrittenen Moscheebauten in deutschen Städten. Ungefähr 2.800 gibt es bereits, 300 davon sind mit ihrem Minarett oder ihrer Kuppel von Weitem sichtbar. Der Autor interessiert sich dafür, wie die Moscheegemeinden, die die organisatorische Basis der gläubigen Muslime und Muslima bilden, solche Projekte *öffentlich legitimieren* und ob und wie diese Projekte schließlich – möglicherweise – auf breitere Akzeptanz treffen können. Es geht hier also auch um Konfliktprävention und -transformation. Die repräsentativen Sakralbauten und die eigenständig organisierte islamische Praxis der Gläubigen bilden im gelungenen Fall einen integralen Bestandteil der Städtegesellschaften. Suder untersucht die Frage nach der Legitimation auf Grundlage fünf empirischer Fallstudien, die nicht zuletzt zeigen, wie religiöse Pluralität toleriert und gelebt werden kann – ohne starke negative Affekte und soziale Verwerfungen bis hin zum antimuslimischen Rassismus oder antiwestlichen Fundamentalismus hervorzurufen oder die Isolation und Segregation bestimmter Gruppen in sog. »Parallelgesellschaften« in Kauf zu nehmen. Vor der Präsentation wichtiger Befunde anhand von drei ausgewählten Beispielen wird zwischen pragmatischer, moralischer, kognitiver, formalrechtlicher bzw. regulativer Legitimität und Einflusslegitimität unterschieden. In den Fallstudien wird dann nicht allein deutlich, wie wichtig das (organisationale und personale) Legitimierungshandeln der Moscheegemeinden bzw. ihrer Vertreter:innen für die öffentliche lokale Akzeptanz der Moscheebauten und damit für die Anerkennung des Islams in Deutschland ist. Zugleich zeigt sich, wie dieses um Unterstützung in sozialen Netzwerken werbende Handeln daran mitwirkt, der sog. autochthonen Bevölke-

rung eine religiöse Lebensform näherzubringen, die sie ansonsten häufiger ablehnt oder skeptisch beäugt. Was bislang – auch auf der Grundlage überlieferter Vorurteile – als etwas »Fremdes« empfunden wurde, mag so verständlicher, vertrauter werden und im Zuge zivilgesellschaftlicher Kooperationen seinen bedrohlichen Charakter verlieren. Das heißt nicht, dass Interaktionskrisen und Intergruppenkonflikte nun nicht mehr möglich wären – jedoch werden sie unwahrscheinlicher und, falls sie sich manifestieren, handhabbarer. Insgesamt setzt der Beitrag einen gesellschaftlich höchst relevanten Kontrapunkt zu einer überwiegend negativen, skeptischen Berichterstattung, sobald von (repräsentativen) Moscheebauten oder sogar allgemein vom Islam und muslimischen Gemeinschaften bzw. Gemeinden die Rede ist. Dafür sind Suders positive Beispiele (nicht allein) im Feld der Legitimierung und Akzeptanz sakraler Bauten wichtig. Offene Dialoge, vielschichtige Partizipation und wechselseitige Anerkennung sind im interessierenden Kontext schon längst keine randständigen Phänomene mehr.

Raffael Beier, Beyza Bağcı, Juliana Ferrera da Silva, Marguerite Hennch und Anisa Scharmann untersuchen die Wahrnehmung und das Erleben von urbanen Räumen, wobei sie auf eigene Interviews mit überwiegend arabischstämmigen Frauen mit eigener Migrationserfahrung zurückgreifen. Das Projekt von Studierenden stellte sich die Frage: »Women only? Wie Frauen mit Migrationserfahrung ihre Quartiere im Ruhrgebiet wahrnehmen, aneignen und weiterdenken«. Ihre Untersuchungen bestätigen die in sozial- und kulturwissenschaftlichen Raumtheorien hervorgehobene Einsicht, dass »Raumerfahrungen nie objektiv oder homogen [sind], sondern durch individuelle Perspektiven, biografische Prägungen und soziale Kontexte wie etwa Migrationserfahrungen im eigenen oder familiären Hintergrund beeinflusst werden«. Diese auch in lebenspraktischer Hinsicht so wichtige Erkenntnis werde allerdings in der gegenwärtigen Stadt- und Raumplanung nicht angemessen berücksichtigt – besonders dann nicht, wenn es sich um migrantische Erfahrungen zumal von Mädchen und Frauen handle. Darin sehen sie eine bedenkliche Hürde für die soziale Integration dieser Menschen nicht allein in die Gesell-

schaft im Allgemeinen, sondern in deren sehr konkrete, materielle und soziale Räume. Das den durchgeführten empirischen Untersuchungen zugrundeliegende Raumverständnis wird als dynamisch und relational bezeichnet (im Anschluss an Martina Löw und Henri Lefebvre, dessen Theorie in Grundzügen vorgestellt wird). Dabei kommen auch Machtaspekte zur Sprache; im Einzelnen geht es hier um den »wahrgenommenen«, »gelebten« und den »konzipierten« Raum. Um die Perspektiven und »die aktive Raumeignung der Migrantinnen selbst ins Zentrum der Forschung« rücken zu können, orientieren sie ihre wissenschaftlichen Bemühungen am normativen Konzept einer »postmigrantischen Gesellschaft«, in der die zwar verlockenden, teilweise aber bis heute nicht eingelösten Versprechen einer um Gerechtigkeit und gleiche Partizipationschancen bemühten Demokratie zentral sind (wie z. B. Naika Foroutan betont). Die Forschungsergebnisse eröffnen einige interessante Einblicke in die raumbezogenen Lebenswelten der interviewten Frauen. Manche betreffen die Anwesenheit oder dominante Präsenz von Männern in öffentlichen Räumen – und das dadurch womöglich beeinträchtigte Sicherheits- und Freiheitsgefühl der Frauen. Aus solchen Befunden leiten die Autor:innen den Bedarf nach neuen Leitbildern und -motiven einer fortschrittlichen Stadtplanung ab, die Rücksicht auf die Wünsche und Bedürfnisse aller Bürger:innen nehmen sollte, ungeachtet von Geschlecht, Generation, Kultur oder Klasse – also möglichst sensibel und maximal inklusiv.

Susan Klimczak und Dilek A. Tepeli gehen in ihrem Beitrag unterschiedlichen Formen der Konfliktprävention in kulturell diversen Nachbarschaften nach, speziell gemeinschaftlichen Praktiken, die »Begegnungen ermöglichen und Brücken bauen«. Im Zentrum des Beitrags steht die Rolle lokaler Akteure und Akteurinnen – insbesondere von Quartiershausmeistern, gemeinschaftlichen Gruppen sowie Mitarbeitenden in Begegnungsstätten. Ausgehend von der These, dass Fragen von Zugehörigkeit, Teilhabe und sozialem Zusammenhalt insbesondere auf lokaler Ebene konkret verhandelt werden, konzentriert sich die Untersuchung auf das alltägliche Handeln und Erleben kultureller Diversität sowie das Zusammenleben verschiedener nachbarschaftlicher Akteur:innen.

Als Brückenbauer:innen verstehen Klimczak und Tepeli solche nachbarschaftlichen Akteur:innen, die Räume schaffen, »in denen Austausch, Anerkennung und Aushandlung möglich werden, sei es durch informelle Alltagsgespräche, offene Begegnungsformate oder geschützte Gruppenräume«. Die Autorinnen fragen vor diesem Hintergrund danach, wie Begegnungsstätten und Quartiershausmeister durch ihre Vermittlungsarbeit Konfliktprävention leisten. Nachbarschaft wird dabei als ein in sich spannungsgeladener soziokultureller Raum konzipiert, der krisenanfällig ist und kulturelle Differenzen, soziale Ungleichheiten sowie polarisierende Grenzziehungen und Aversionen beinhaltet, weshalb Vermittlungsarbeit sehr wichtig wird. Auch in diesem Beitrag wird argumentiert, dass soziale Orte für den sozialen Zusammenhalt, den Abbau von Einsamkeit und die Stärkung der Solidarität in Nachbarschaften überaus relevant sind. Dem »Brückenbauen« kommt dabei – gerade unter der Bedingung struktureller Unsicherheiten, fehlender Ressourcen, interkulturell markierter Spannungsfelder und rassistischer Erfahrungen – eine mitunter entscheidende Rolle zu. Anhand der verschiedenen Akteur:innen und Begegnungsorte werden die vier Brückenformen der »personenbezogenen Vermittlung im Quartier«, der »offenen Begegnung im öffentlichen Raum«, des »geschützten Gruppenraums« und der »klassischen Begegnungsstätte« ausdifferenziert. Gelingende Integration, Inklusion und Partizipation hängen nicht nur von großen Programmen ab, sondern auch von alltäglichen Interaktionen und eher unscheinbaren Vermittlungstätigkeiten wie dem hier analysierten »brückenbauenden Handeln«.

Auch der Beitrag von Dilek A. Tepeli, Hannah Kernbach, Verena Muckermann, Pia Niederhoff, Julia Rosenzweig, Bent Schiemann und Jürgen Straub beleuchtet jenes Zusammenleben in urbanen Nachbarschaften, das durch die unvermeidliche räumliche Nähe zu den nächsten Fremden geprägt ist. Nachbarschaft als soziale Organisation von Nähe umfasst häufig die ungewollte Nähe zu Anderen, ihrem Leiden, ihren Lebensäußerungen und Gewohnheiten. Dies birgt oftmals hohes Konfliktpotenzial. Indem Nachbar:innen durch das Tun und Unterlassen anderer negativ affiziert werden, können Konflikte oder Konfliktvor-

stufen wie Irritationen, Störungen und Unstimmigkeiten entstehen. Konflikte können manifest oder latent sein. Auch offen ausgetragene Nachbarschaftsstreitigkeiten können von verborgenen, unbewussten affektiv-emotionalen Motiven, von Ängsten, Befürchtungen oder Sehnsüchten angetrieben sein. Konflikte können produktiv oder destruktiv sein, Bezogenheit und Zusammenhalt stärken oder schwächen. Die Autor:innen erweitern den verwendeten Konfliktbegriff um eine soziologische Perspektive Erving Goffmans, in der nicht zuletzt die Grenzen des je eigenen Selbst in Nachbarschaftskonflikten deutlich werden. Dafür gibt es vielerlei Anlässe: Gerüche und Geräusche dringen in die privaten Räume ein, stören, irritieren und verärgern deren Bewohner:innen, oder sie rufen negative Erinnerungen und Gefühle hervor. Die ausgewählten Fallbeispiele illustrieren unterschiedliche Typen, Vorstufen sowie Dynamiken von Konflikten. Die Ergebnisse der vorgestellten Studie veranschaulichen jedoch auch, dass das nachbarschaftliche Miteinander – trotz permanenter Grenzüberschreitungen und Störungen – meistens gelingt. Positive Gefühle, Gelassenheit oder das temporäre Ertragen von Störungen, unerfüllten Bedürfnissen und Begehren bilden gute Voraussetzungen dafür.

In Raffael Beiers Beitrag »Autoritäre Individualisierung« werden Nachbarschaftsquartiere in Bidonvilles untersucht, wo sich die selbst errichteten Wohnungen marokkanischer Arbeiter:innen außerhalb der Stadt befinden. Diese gemeinschaftliche Lebensform charakterisiert der Autor als Ort »gelebter Solidarität und – sowohl im übertragenen als auch im wörtlichen Sinn – offener Türen«. Gewiss sind auch diese »familiären« Nachbarschaften – schon wegen des »hohen Ausmaßes an sozialer Kontrolle« – keine konfliktfreien Zonen, jedoch werden die Gegenspieler und Widersacher nicht primär in nächster Nähe ausgemacht. Sie werden vielmehr im postkolonialen Staat, in der Regierung, ihren Vertreter:innen und Institutionen identifiziert, auch in diversen Formen der Ungleichheit sowie »geteilte[n] Armuts- und Ausgrenzungserfahrungen«, gegen die sich die solidarischen sozialen Kämpfe und politischen Revolten der Arbeiter:innen richteten. Die staatlichen Programme, die die Menschen aus den

als Slums stigmatisierten Bidonvilles in drei- bis fünfstöckige Wohnhäuser am Stadtrand oder in Vororten umzusiedeln vorsehen, sind noch immer Gegenstand der Gegenwehr der Betroffenen, auch weil diese Programme historisch gewachsene Nachbarschaften und Lebensformen zerstören, tagtägliche Begegnungen einander vertrauter Personen unterbinden, wachsende Beziehungen und bleibende Bindungen der ansässigen Menschen verunmöglichen. Diese staatlich intendierte Zerstörung gewachsener gemeinschaftlicher Lebensformen analysiert der Autor unter dem Titel »Autoritäre Individualisierung«. Damit meint er v. a. eine im Rahmen der Umsiedlung stattfindende »Verantwortungsübertragung auf die individuelle Ebene (individuelle Verträge, Rechnungen und Risiken)«, womit das Zerschlagen einer politisch handlungsfähigen, solidarischen Gemeinschaft einhergeht. Beier führt in die Geschichte und Gegenwart der erwähnten Sozialwohnungsbau- und Umsiedlungsmaßnahmen ein (*Villes sans bidonvilles*) und analysiert zentrale, v. a. politische Konflikte in diesem Feld. Dabei wird deutlich, dass es hier keineswegs bloß um sozialpolitische Bemühungen zur Armutsbekämpfung geht, sondern um die Kontrolle und Schwächung von Zentren politischen Widerstands in den Bidonvilles – obwohl viele Bewohner:innen dieser marginalisierten und diskriminierten Wohngegenden die angekündigte oder schon konkret bevorstehende Umsiedlung selbst begrüßen und sich nach besseren Lebensbedingungen sehnen (adäquater Wohnraum, formelles Wohneigentum etc.). Beiers (partizipative) empirische Forschungen vor Ort liefern faszinierende Einblicke in diese komplexe Lage und die soziale Dynamik eines (sozial-)staatlichen Wohnungsbauprogramms, das die Hoffnungen der Bewohner:innen von Bidonvilles nährt, bald über eine bessere Infrastruktur (Wasser, sanitäre Anlagen, Strom, Internet etc.) zu verfügen und diese – teils gegen die völlige Inaktivität oder sogar den Widerstand staatlicher Institutionen – künftig nicht selbst aufbauen und instand halten zu müssen. Der Weg in die neuen (Eigentums-)Wohnungen ist jedoch weit, die Umsiedlungsbedingungen stecken voller Krisen- und Konfliktpotenziale (bzgl. anspruchsberechtigter Personen bzw. Haushalte; Finanzierungsproblemen; administrativer und rechtlicher

Intransparenz, Korruption etc.). Entscheidend ist, dass Konflikte nun *individuell*, nicht zuletzt in scharfer Konkurrenz zu den Mitbewerber:innen ausgetragen werden (sollen). Regierungsinstanzen und -repräsentanten arbeiten systematisch an dieser Entkollektivierung und Entpolitisierung der Konflikte. Diese werden zu Privatsachen. Protestpotenziale der früher vereinten, zusammenhaltenden Betroffenen werden systematisch kontrolliert und entschärft – aber es gibt sie, zumindest vereinzelt, noch immer, bisweilen unterstützt von Nichtregierungsorganisationen. Gleichwohl interpretiert Beier die von ihm untersuchten Veränderungen (gegen Georg Simmels Interpretationsangebote) im Lichte von Ulrich Becks Individualisierungstheorie, mithin als eine »riskante Freiheit«, die eigene Verluste und neue Abhängigkeiten mit sich bringt. Ganz anders als in Becks Theorie geht es im heutigen Marokko allerdings nicht um sozialen Wandel durch »gesellschaftlichen Wohlstandsgewinn« und die Risikogesellschaft einer reflexiven Moderne, sondern um eine durch den autoritären Staat forcierte, gelenkte Individualisierung sowie, so Beier, um eine staatliche Implementierung »neoliberaler Gouvernementalität« und eine in Marokko neue »Form des Regierens« im Sinne Michel Foucaults.

Verena Muckermann führte 2020 ein empirisches Projekt in der Nähe von Kapstadt durch, in dem sie zehn problemzentrierte Interviews mit Angehörigen der Post-Apartheid- und Born-Free-Generation führte. Sie interessierte sich dabei für deren Geschichts- und Gesellschaftsverständnis sowie speziell für die Bedeutung historischer Verletzungsverhältnisse für die eigene Gegenwart. In ihrem Beitrag »Südafrikas Apartheid im Geschichts- und Gesellschaftsbewusstsein von Jugendlichen« geht sie – nach einer kurzen Reminiszenz an die Gewaltgeschichte dieses Landes – zunächst der Frage nach, welches Wissen über die Apartheid bei den Jugendlichen überhaupt noch vorhanden ist. Die Autorin gelangt zu einer dreigliedrigen Unterscheidung: Kein oder wenig Wissen über die Apartheid, Wissen in Gestalt des Narrativs *both sides of the story*, Wissen, in dessen Zentrum die Benennung klarer Täter und Opfergruppen steht. Muckermann befasst sich sodann mit den beiden letzten Typen sowie einem Phänomen, das sie nach Mi-

randa Fricker »epistemische«, spezifischer auch »hermeneutische Ungerechtigkeit« nennt. Die Autorin versucht auf der Basis ihrer empirischen Befunde schließlich eine Antwort auf eine höchst komplexe Frage zu geben: Führt historische Unkenntnis, auch im Sinne der (abwehrenden) Missachtung ehemaliger und womöglich fortwirkender radikaler Asymmetrien und Ungleichheiten zwischen Schwarzen und weißen Menschen, zu einer »Fortsetzung struktureller Ungleichheit« zwischen den heutigen Jugendlichen oder kann sie sogar »als Teil ihrer möglichen Lösung begriffen werden [...], da dieses Nichtwissen die ehemaligen Gewalt- und Verletzungsverhältnisse dethematisiert und nicht zu neu sich manifestierenden Konflikten führt«? Man fühlt sich hier vielleicht an Friedrich Nietzsches unzeitgemäße Betrachtungen über den *Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* erinnert und allgemein an vielfältige Ambivalenzen und Paradoxien im kollektiven, öffentlichen Erinnern und Vergessen. Wie schwierig ein diesbezügliches Urteil ist, zeigen die Angehörigen der Post-Apartheid- und der Born-Free-Generation – und natürlich die von Muckermann unternommenen interpretativen Analysen ihrer Auffassungen – eindrucksvoll. Wie gesagt unterscheiden sich die Jugendlichen hinsichtlich der Bedeutung, die sie der politisch-rechtlich überwundenen Apartheid für ihre eigene Lebenswirklichkeit noch beimessen, teils beträchtlich. Das macht Aussagen über verbreitete Sehnsüchte in der kleinen Untersuchungsgruppe allerdings nicht unmöglich. So diagnostiziert Muckermann eine »Spannung zwischen dem Wunsch nach einem Ende der Reproduktion von *racial groups* [...] und der Schaffung einer *colorblindness* auf der einen Seite sowie der Notwendigkeit einer klaren Benennung von anhaltendem *strukturellem Rassismus* auf der anderen Seite«. Manche lösen diese Spannung auf, indem sie sich (teils unbewusst) dem Wunsch nach »Krisenfreiheit und Konfliktvermeidung« hingeben und zu diesem Zweck die Vergangenheit strikt von der Gegenwart abspalten. Andere leben *in* dieser Spannung, mithin im Bewusstsein fortwirkender historischer Verletzungsverhältnisse, sich fortsetzender Ungleichheit und bleibender Ungerechtigkeit – selbst wenn dieses Bewusstsein zur ein wenig ungemütlichen Aufklärung über die eigenen, weißen Privilegien beitragen sollte.

Der letzte Teil des Bandes versammelt vier Beiträge aus der *Praxis*, wobei ganz verschiedene Perspektiven eingenommen, Themen behandelt und Verfahren angewandt werden: es geht um *Geschichte(n)*, *Beobachtung*, *Beratung* (und *Mediation*). Patrick Ritter und Alexis Rodríguez machen den Auftakt: »Wer erzählt und erinnert Geschichte in der postmigrantischen Erinnerungskultur? *Bochum – Stadt der Vielen*: Ein Praxisprojekt«. Menschen ab 55 Jahren erzählten ihnen von ihren individuellen Erfahrungen und machten dabei auch deutlich, was sie miteinander teilen – trotz aller Unterschiede, die Migrationen bekanntlich auszeichnen. In einer Ausstellung im Stadtarchiv wurde ihr Beitrag zur Erinnerungskultur in Bochum schließlich allgemein zugänglich gemacht. Die Autoren gehen in ihrem Praxisprojekt davon aus, dass zur Gegenwart einer Gesellschaft auch die erinnerten Vergangenheiten ihrer Angehörigen gehören. Das Projekt *Bochum – Stadt der Vielen | Senior*innen erzählen vom Einwandern* ist ein Versuch, diese Vergangenheiten in verschiedenen Medien zu bewahren und zum Referenzpunkt des öffentlichen Austauschs in der Stadtgesellschaft zu machen. Die Verständigung nicht zuletzt über psychische Belastungen und soziale Konflikte, die Migrationen in aller Regel mit sich bringen, kann nur auf der Basis des kommunikativen und kulturellen Gedächtnisses einer Stadt erfolgen. Dabei bleiben erinnerungspolitische Auseinandersetzungen zwar nicht aus. Diese dienen aber dem übergeordneten Ziel der bereits seit Jahrzehnten in einem Verein organisierten, vom Bundesministerium des Innern und für Heimat unterstützten Initiative, »das Zusammenleben und die gegenseitige Akzeptanz sowie Toleranz von Zugewanderten und Einheimischen zu fördern, die Migrationsbevölkerung zu stärken und Benachteiligungen abzubauen«. Man kann durchaus von einer Art des *voicing* in der postmigrantischen Einwanderungsgesellschaft sprechen. Migrant:innen bzw. Menschen, die teils vor einem halben Jahrhundert nach Bochum gekommen sind, manche aus freien Stücken, andere wegen wirtschaftlicher Not, politischer Verfolgung oder aus anderen zwingenden Gründen, diesen Menschen eine öffentlich vernehmbare Stimme zu geben, dient letztlich dem Zweck, ihrer Marginalisierung und den nach wie vor bestehenden Benachteiligungen etwas

entgegenzusetzen. Dafür haben die Initiatoren des Projekts zahlreiche Mittel und Wege erdacht. Die genutzten Medien und Methoden (biografische Erinnerungsarbeit, kreatives Schreiben, mehrsprachige Podcast-Produktion, Thematisieren von Schweigen und Erzähllücken etc.) können von ähnlichen Unternehmungen, die eine Form der *oral history* mit den demokratischen Anliegen einer an den Prinzipien der Gleichheit, Gerechtigkeit und Solidarität orientierten Zivilgesellschaft verknüpfen, übernommen, nachgeahmt und variiert werden. Ein derartig anregender Austausch, der die Partizipationschancen aller erhöht, ist bekanntlich längst im Gange und für die Zukunft einer Gesellschaft, in der die (intergenerationale, interkulturelle) Kommunikation über Konflikte und Krisen unabdingbar und produktiv ist, entscheidend. Auch diesbezüglich darf man wohl sagen: Der Stellenwert einer permanenten »Geschichten- und Beispielhermeneutik« (Hahn, 1994), in der die (migrationsbezogenen, postmigrantischen) Erfahrungen und Erwartungen möglichst vieler verschiedener Menschen in einem »antihegemonalen Kaleidoskop der Erinnerungen« artikuliert, relationiert und reflektiert werden, ist hier kaum zu überschätzen. Sie dürfte nicht zuletzt der Konfliktprävention dienen. Die Autoren nennen das eine kollaborative Pflege an einem hochgradig diversen »Migrationserbe«, das es in öffentlichen Polylogen zu bewahren und zu gestalten gelte – von *allen* Generationen, Geschlechtern oder sonstigen Gruppen.

Ornella Gessler arbeitet im Kompetenzzentrum Kommunale Konfliktberatung (K3B) des Vereins zur Förderung der Bildung (VFB) Salzwedel e. V. Diese Organisation verfolgt das Ziel, lokale Akteur:innen auf möglichst non-direktive, »allparteiliche« Weise dabei zu unterstützen, mit den vielfältigen, krisenhaften und konfliktreichen Herausforderungen in demokratischen Gesellschaften in einer nicht gewaltsamen oder gewalttätigen Form umzugehen und so die friedliche Koexistenz aller zu fördern. In ihrem Praxisbeitrag berichtet sie von der Geschichte und Gegenwart sog. »Montagsdemonstrationen«, auf denen sich die Beteiligten gegen vielerlei Aspekte der aktuellen Politik (auf Bundes-, Landes- oder kommunaler Ebene) wenden, insbesondere in ostdeutschen Kommunen:

»Einend ist die im Protest geäußerte Kritik am Regierungshandeln, etwa in Bezug auf die Maßnahmen zum Umgang mit der Coronapandemie, auf die Energiekrise und inflationsbedingt steigenden Lebensunterhaltskosten oder auf den russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine. Es ist allerdings keine solidarische Kritik, die Fragen nach sozialer Gerechtigkeit stellt oder solidarisch mit vulnerablen Gruppen ist. Vielmehr geht es den Teilnehmenden um individuelle Freiheiten.«

Die heterogen zusammengesetzten Demonstrationen sorgen seit Jahren nicht nur in der medialen Öffentlichkeit der Republik, sondern auch vor Ort für einige Aufregung, nicht zuletzt wegen der deutlichen Präsenz und strategischen Propaganda politisch rechter, teilweise rechtsextrem gesinnter Akteur:innen. Aggressive Atmosphäre, ängstliche Stimmung – auf der Seite offen diskriminierter Bevölkerungsgruppen oder auch bei den Anwohner:innen, die die Protestzüge wöchentlich vom eigenen Fenster aus beobachten >dürfen< – oder auch heftiger Streit und manchmal tätliche Auseinandersetzungen gehören zum allgemeinen Erscheinungsbild der diffusen Proteste, die ihre Anlässe, Anliegen und Ziele schnell wechseln können. Der Beitrag »Montags, 18 Uhr auf dem Marktplatz: Protestgeschehen und Kommunale Konfliktberatung« zeichnet am Beispiel einer sachsen-anhaltinischen Kleinstadt ein sehr anschauliches, differenziertes Bild dieser von Wut und anderen starken Affekten geprägten, meistens lautstarken Umzüge. Viele Bewohner:innen sind irritiert, manche sind eingeschüchtert und meiden den Ort des Geschehens. Die Kommunalpolitik zeigt sich oftmals überfordert, manchmal handlungsunfähig. Ähnliches gilt für andere Akteure oder Beobachter:innen, etwa die lokalen Medien. Der Beitrag reflektiert die Aufgaben, Möglichkeiten und Verfahren der Kommunalen Konfliktberatung in einer von zahlreichen Verunsicherungen geprägten, ebenso komplexen wie dynamischen Gesellschaft. Dieser in Salzwedel und andernorts längst systematisch ausgearbeitete und vielfach bewährte Ansatz ist Bestandteil einer gesellschaftlichen Praxis, in der die beständige Krisen- und Konfliktkommunikation unter Beteiligung verschiedenster Akteure normal und notwendig

ist – nicht zuletzt eben die Mitwirkung vermittelnder, beratender Instanzen und Mediator:innen in Gestalt von Organisationen und Personen mit speziellen Zuständigkeiten und Kompetenzen. Gesslers Beitrag informiert nicht nur über zahlreiche Details ihrer Arbeit im besagten Feld, sondern zeigt außerdem eindrucksvoll, warum »kommunale Räume« von Jörg Bogumil und Lars Holtkamp (2013) zurecht als »Schulen der Demokratie« bezeichnet worden sind.

In ihrem Beitrag »>Immer diese alten Geschichten«. Zur Bedeutung kollektiver Verletzungsverhältnisse für die Kommunale Konfliktberatung und -bearbeitung« widmen sich Ulrike Gatzemeier, Maxim Kruschwitz, Jürgen Straub und Dilek A. Tepeli psychischen Verletzungen und ihrer Bedeutung für die Entstehung und Entwicklung lokaler sozialer Konflikte in Städten und Stadtteilen, Gemeinden und Landkreisen. Verletzungen können den Körper oder die Seele eines Menschen treffen und seine sozialen Beziehungen in Mitleidenschaft ziehen. Sie entstehen in Situationen, in denen symbolische, seelische oder körperliche Gewalt ausgeübt wird. Die Ausführungen verbinden das sozialtheoretische, psychoanalytisch informierte und kulturpsychologische Konzept »kollektiver Verletzungsverhältnisse« mit praktischen Erfahrungen im Feld der Kommunalen Konfliktberatung und -bearbeitung. Wissenschaft und Praxis begegnen und bereichern sich hier unmittelbar und wechselseitig. Die beiden ausführlichen Beispiele, an denen die praktische Relevanz und der Nutzen des theoretischen Konzepts dargelegt werden, stammen aus Ostdeutschland. Die behandelten Konflikte verdeutlichen, dass es keineswegs exzessiver physischer Gewalt bedarf, um Menschen langfristig zu schädigen, ihr Welt- und Selbstvertrauen, ihr Selbstwertgefühl und Selbstbewusstsein und damit ihr Erlebnis- und Handlungspotenzial zu beeinträchtigen. Es gab im Rahmen der multiplen gesellschaftlichen Transformation nach der Wiedervereinigung Ost- und Westdeutschlands im Osten eine ganze Reihe an degradierenden, entwertenden, nicht zuletzt existenziell verunsichernden und bedrohlichen Erfahrungen, die tiefe und anhaltende seelische Verletzungen hervorgerufen haben. Die massiven Kränkungen und Verunsicherungen, die viele Ost-

deutsche in der, wie Steffen Mau treffend formuliert, »ungleich vereinten« Bundesrepublik nach 1989 erlebten, wurden schnell zur Grundlage zahlreicher Proteste und – eben auch lokaler – Konflikte. In solchen Konflikten geht es häufig nicht nur um die sachlichen Anlässe und Gegenstände des Streits, sondern um die aus Verletzungsverhältnissen stammenden *Gefühle* der Beteiligten, die sich dieser affektiv-emotionalen Basis und Triebkräfte der Auseinandersetzungen oft nicht hinreichend bewusst sind. Man redet nicht darüber, schon gar nicht in aller Öffentlichkeit. Es kann schon vorkommen, dass unbewusste Motive und diffuse Gefühle, deren Herkunft und Eigenart keineswegs klar sein muss, die Hauptrolle in solchen lokalen Konflikten spielen. Neben rationalen Interessen werden dann stets auch Anerkennungsbedürfnisse und Wünsche, gehört und ernst genommen zu werden, mitreden und mitbestimmen zu dürfen, was vor Ort geschehen soll, verhandelt. Dafür schärft die Theorie historischer und aktueller Verletzungsverhältnisse den Blick. Sie eröffnet heuristische und hermeneutische Perspektiven, die umso wichtiger sind, als Verletzungen in ihren historischen Dimensionen in den Blick genommen werden, man kann auch sagen: in ihrer temporal komplexen, sequenziellen und kumulativen Struktur und Prozesshaftigkeit. Diese Sicht schließt die Aufmerksamkeit für intergenerationale Transmissionen ein: Verletzungen werden kommunikativ und performativ tradiert, sodass noch die Nachfahren der unmittelbar Betroffenen im Schatten »dunkler Vergangenheiten« und ihrer psychosozialen, soziokulturellen und politischen Folgen stehen, fühlen, denken und handeln. Der Beitrag schließt mit dem Hinweis, dass historische und aktuelle Verletzungsverhältnisse in den kulturell komplexen, superdiversen Einwanderungsgesellschaften unserer Gegenwart allgegenwärtig sind. Ein sehr großer Teil der Bevölkerung solcher Gesellschaften lebt tagtäglich in solchen Verhältnissen, die nicht zuletzt zahlreiche lokale Konflikte maßgeblich prägen.

Robert Montau analysiert in seinem Beitrag »>Es wird sich ja doch nichts ändern«. Narrative Eskalation am Beispiel einer nachbarschaftlichen Beschwerde« einen ausufernden Nachbarschaftsstreit. Zunächst skizziert der Autor ein paar sehr erhellende

Einsichten in wesentliche allgemeine Merkmale urbaner Nachbarschaften. Nachbarn gelten ihm als »die nächsten Fremden«, die sich zugleich nah sein und weit voneinander entfernt fühlen können. Sie mögen vertraut oder unzugänglich sein, sichtbar oder verborgen – vielfach in unentwirrbaren Mischungen. Vor allem aber können sie füreinander zu Feinden werden, die vor symbolischer, psychischer und physischer Gewalt nicht zurückschrecken. Das kann bekanntlich auch dann geschehen, wenn sie sich jahrelang eigentlich ganz gut verstanden haben oder jedenfalls nicht gestört haben. Montau nimmt eine tiefenpsychologische Perspektive ein, wenn er sukzessive Verfeindungen und von Hass geprägte Eskalationen des Streits, der zutiefst ineinander Verstrickten, genauer in den Blick nimmt und auf »projektive Identifizierungen« zurückführt. In solchen Fällen werden »eigene tabuisierte Triebregungen, Unbewusstes oder Verdrängtes einer anderen Person zugeschrieben – was zu der festen Überzeugung führt, der Widersacher wäre wirklich das, wozu man ihn erst gemacht hat«. Auf diese Weise werden aus ansehnlichen, schick gekleideten Frauen im Handumdrehen Prostituierte, aus den Partys feiernden Nachbarn alkohol- und drogensüchtige Leute, die sich Orgien hingeben. Diktiert werden solche feindseligen Verwandlungen und die entstehenden feindlichen Gefühle von den eigenen (unbewussten) Wünschen und Begehren. Wenn sich die aversiven, aggressiven Gemüter zusammentun und einen Sündenbock ausgewählt haben, entstehen in Nachbarschaften Gruppenidentitäten und Allianzen, die die Stigmatisierung, Diskriminierung und Exklusion der abgewerteten Außenseiter vorantreiben. Montau ist Sozialpsychologe und seit Langem als Berater und Mediator tätig, der sich mit etwa 700 Nachbarschaftskonflikten befasst hat (im Auftrag von Wohnungsgenossenschaften und -gesellschaften). Aus diesem Fundus schöpft er, wenn er an einem einzigen Beispiel – und durch die vorgenommenen Typisierungen dennoch über diesen Einzelfall hinausgehend – darlegt, wovon gerade die Rede war. Er stützt sich dabei auf Beschwerdebriefe, die er am Leitfaden verschiedener theoretischer und heuristischer Konzepte (die er z. B. von Uwe Laucke und Ulrich Mees, Hayden White oder Erving Goffman entlehnt) detailliert interpretiert.